



HANNSDIETER LOY

Über den Dächern von Rosenheim

OBERBAYERN KRIMI

emons: eBook

Sie bekam bestätigt, dass Claussen immer schon ein großer Weiberheld gewesen war, dass er rauchte wie ein Schlot und die Schule nicht abgeschlossen hatte. »Aber er war trotzdem ein Jung zum Anbeißen«, bekam sie auch zu hören. Claussen kellnerte, soll zeitweise eine spanische Bar an den Landungsbrücken in Hamburg geführt haben, machte den Guide bei Hafenrundfahrten und segelte für sein Leben gern. »Tja, der war man für sein Leben gern aufm Wasser«, lobte ihn eine ältere Frau. »Und er mochte Tiere«, erklärte ihr Mann. »Er mochte sie alle.«

Für einen Mörder hielt ihn keiner. Niemand hätte sich das vorstellen können.

Es ist nicht immer einfach, und es ist niemals angenehm, sich in die Haut solch

eines Menschen zu versetzen – oder in seinen Kopf. Doch genau das war mein Ziel, die Absicht, die hinter meinem Besuch in Claus Claussens Zelle steckte. Dieser Mann war nicht der erste Mörder, mit dem ich so ein Interview führte. Als ich früher während meiner Tätigkeit im BKA Gespräche mit inhaftierten Mördern hatte, saß ich mit einem Kreis von Gewaltverbrechern im Gemäuer einer hessischen Justizvollzugsanstalt zusammen. Jeder Einzelne war für sich ein interessanter Fall – ein Polizistenmörder, ein Kindermörder, ein Drogendealer, ein Erpresser, ein Vergewaltiger. Die Erfahrungen, die ich dort gemacht hatte, wollte ich auch bei Claus Claussen anwenden. Seine Neugier und vermutliche

Langeweile ausnutzen.

Und ich hatte damit Erfolg.

* * *

Der Besuch eines Hochsicherheitsgefängnisses ist jedes Mal eine wenig erbauliche Angelegenheit, selbst für einen Profi wie mich.

Zuerst muss man seine Schusswaffe aushändigen. Selbstverständlich sollen keine Waffen, mit wem auch immer, in den Zellentrakt gelangen. Als Zweites wird man aufgefordert, eine Verzichtserklärung zu unterschreiben, in der man bestätigt, dass man das Gefängnis von jeder Verantwortung befreit, falls man als Geisel genommen wird. In einem solchen Fall würde es auch keine

Verhandlungen geben. Nachdem diese und weitere Formalitäten geklärt waren, führte man mich auf den Flur, auf dem Claus Claussens Haftraum lag.

Die Einzelzelle war zwei mal drei Meter groß und hatte gegenüber der Tür ein vergittertes Fenster. In dem Augenblick, in dem sich die Tür öffnete – es war kurz nach halb neun in der Früh –, füllte sich der schmale Haftraum mit Sonnenlicht. Es drang schräg durchs Fenster ein und wurde von den Gitterstäben gebrochen. Das sah aus wie ein staksiger Kiefernwald in der frühen Morgensonne. Der etwas kräftigere Stab in der Mitte warf im milchigen Licht einen zwei bis drei Zentimeter breiten Schatten, der bis an den Boden reichte.

Rechts von dieser Stelle, an die Wand

gerückt, stand das Bett. Es war schmal und der Länge nach mit einem weiß und olivgrün gestreiften Tuch bedeckt. Links gegenüber ein einfacher Holztisch mit der Schmalseite zur Tür. Die Lampe darüber war nicht angeschaltet. In der Ecke die offene Toilette neben der Tür. Sie hatte eine glänzend schwarze Brille. Die Tür war mit einer Kostklappe versehen, durch die das Essen gereicht wurde.

Claus Claussen saß auf der einen Seite des Tisches, er trug keine Handschellen und schien sich in einer Art von hilfloser Aufregung zu befinden. Ich nickte dem Wärter, der mich hereingeführt hatte, zu, gab Claussen die Hand und setzte mich dem Häftling gegenüber auf den leeren Stuhl auf der anderen Seite des Tisches.